

Hiram Kümper

Materialwissen- schaft Mediävistik

Eine Einführung in
die Historischen
Hilfswissenschaften



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto
facultas.wuv · Wien
Wilhelm Fink · Paderborn
A. Francke Verlag · Tübingen
Haupt Verlag · Bern
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn
Mohr Siebeck · Tübingen
Nomos Verlagsgesellschaft · Baden-Baden
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz, mit UVK/Lucius · München
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen · Bristol
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Hiram Kümper

Materialwissenschaft Mediävistik

Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften

Ferdinand Schöningh

Der Autor:

Hiram Kümper ist Professor für Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Mannheim.

Umschlagabbildung:

Siegel der Grafen von Henneberg. Nach Zeichnung vom Titel des Bandes: Philipp Wilhelm Gercken, Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatie. Augsburg 1781.

Die Karten auf Seite 267 sind Ausschnitte aus den farbigen Unterkastenkarten von Bad Mergentheim (978-3-89115-300-0) und Frankenstein (978-3-89115-003-0) siehe auch [Stadtgeschichte.de](http://stadtgeschichte.de)

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter www.utb-shop.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

Satz: Ruhrstadt Medien AG, Castrop-Rauxel

Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

UTB-Band-Nr: 8605

ISBN 978-3-8252-8605-7

Inhaltsübersicht

Anliegen und Anlage dieses Buches	7
Material und Mediävistik	11
Was sind und was wollen Historische Hilfswissenschaften?	11
Quellenkunde und Quellenkritik: einfaches Handwerk, hohe Kunst	16
Ellenbogenschoner an: Arbeiten im Archiv	22
Lesen und Schreiben	27
<i>ad fontes</i> im Rückwärtsgang: der Weg zu den Quellen	27
Lesen lernen: von der Paläotypie zur Paläographie	51
Textwiedergabe: vom Gebrauchstranskript zur Edition	84
Urkunden – der Stoff, aus dem das Mittelalter gemacht ist?	97
Das Mittelalter zwischen Buchdeckeln: Kodikologie	152
Auch das Mittelalter druckt schon: Inkunabelkunde	171
Texte für die Ewigkeit? Inschriften	182
Zählen, Rechnen und Verzeichnen	193
Rechnen auf „mittelalterlich“	193
Maße und Gewichte: Historische Metrologie	196
<i>Pecunia nervus rerum</i> : Numismatik und Geldgeschichte	200
Wem die Stunde schlägt: Historische Chronologie	213
Sehen und Beschreiben	229
Bilder – (k)eine Domäne der Kunstgeschichte?	229
Mittelalter auf Punkt und Linie: Orte, Räume, Karten	252
Der Alltag und die kleinen Dinge: mediävistische Sachkulturforschung	271
Menschen und Beziehungen	279
Der Einzelne und die Anderen: Genealogie und Historische Gruppenforschung	279
Zugehörigkeit und Zeichen: Heraldik	294
Stand und Ehren: Anreden und Titel, Insignienkunde, Phaleristik	308
Anmerkungen	313
Nachweise der kurzziitierten Literatur	329

Anliegen und Anlage dieses Buches

Was erwartet Sie in diesem Buch? Zwei Fragen, zwei Konsequenzen

Dieses Buch hat, wie man so schön sagt, eine Mission. Das klingt groß, meint aber bloß: Es will Studierende mediävistischer Disziplinen dazu anregen, materialgeleitet zu argumentieren, und ihnen den Einstieg in die dafür benötigten handwerklichen Fähigkeiten ebnen. Man mag ein solches Argumentieren gerade für die historischen Wissenschaften, zumal die Mediävistik, eigentlich für selbstverständlich halten. Und doch lehrt die tägliche universitäre Erfahrung, dass es nicht so ist. Man braucht das gar nicht mit einem Abgesang auf das Sterben der Historischen Hilfswissenschaften in der universitären Ausbildung zu verbinden – obwohl das ganz offensichtlich und bedauerlicher Weise der Fall ist. Man braucht auch nicht naserümpfend festzustellen, dass es promovierte Mediävisten gebe, die noch nie ein Archiv von innen gesehen hätten – obwohl auch das sicherlich der Fall ist; aber solange kein konkreter Vorwurf geäußert wird, wäre meine erste Reaktion wohl: na und? Es genügt vielmehr die einfache Beobachtung, dass die spezifische materielle Qualität historischer Überlieferungen in vielen akademischer Arbeiten – und zwar durchaus nicht nur in studentischen – immer mehr in den Hintergrund tritt. Die Überlieferung wird dann zu bloß noch selektivem Beleg für eine anderweitig bereits gewonnene Vorannahmen. Umberto Eco beobachtet Ähnliches, wenn er davon spricht, dass gegenüber den *Lesern* zunehmend die *Benutzer* von Büchern in den Vordergrund treten; dass also über die Jagd nach Belegstellen das vertiefte Verständnis des Ganzen in den Hintergrund tritt. Die Mediävistik hat aber seit Bestehen des Faches immer aus beidem bestanden und beides gebraucht: die große Perspektive und den Detailblick. Sie war immer schon *ars* im doppelten Sinne, Kunst und Handwerk. Zu letzterem – und vielleicht sogar ein bisschen zur Nivellierung einer unnötigen Grenze zwischen beiden Dimensionen – möchte dieses Buch beitragen.

Es soll vor allem dem Selbststudium oder der seminarbegleitenden Lektüre dienen. Daher versucht es eine möglichst enge Verbindung von grundlegender *Orientierung* (Was gibt es? Und was kann ich damit anfangen?), konkretem *Anwendungsbeispiel* (Wie geht das?) und Hinweisen zur selbständigen *Vertiefung* (War das schon alles? Natürlich nicht!). Der Umsetzung dieses Grundgedankens entspricht eine Anordnung der Darstellung in drei Ebenen: Der durch Marginalien strukturierte Haupttext vermittelt in der Hauptsache *Orientierungswissen*. Er wird aufgebrochen durch eine Ebene entsprechend abgesetzter *Anwendungsbeispiele*, tabellarische *Hilfsmittel* und Ähnliches. Die *Literaturhinweise* am Ende des Kapitels ebenso wie die *Endnoten* im Haupttext schließlich sollen die vertiefte Auseinandersetzung erleichtern. Insbesondere für diese Endnoten galt der Grundsatz, dass sie ausschließlich *Belege* und (vor allem) *Weiterführendes* enthalten und kein integraler Bestandteil der Darstellung auf der obersten, orientierenden Ebe-

Struktur



Abb. 1: So wie in der oberen Abbildung und möglichst nicht so wie unten würde ich dieses Buch gern verstanden wissen.

Oben: Augsburg, ca. 1480. Unten: Johannes de Garlandia, *Synonyma*, Köln: Heinrich Quentell, 1495 (GW M13837), Titelseite.¹

ne sein sollten. Schlicht gesagt: Wem die Informationen im Haupttext ausreichen, der sollte nicht unnötig durch ständiges Nachschlagen im Endnotenapparat behelligt werden. Nur wer es genauer wissen will, findet dort Hinweise auf Forschungsliteratur, weitere Beispiele u.v.m.

Dieses Buch will ein Lern- und kein Lehr-, schon gar kein Handbuch sein. Es will den Einstieg erleichtern und die Faszination für die Vielfalt historischer Materialien wecken, nicht streng systematisch unterrichten. Die Richtung der Darstellung verläuft deshalb, soweit möglich, vom Konkreten zum Allgemeinen und nicht, wie gern geübt, andersherum. Wer den Umgang mit mittelalterlicher Schriftüberlieferung lernen will, soll nicht erst Schriftgeschichte pauken müssen; er kann sie hinterher, wenn er den ersten Kaltwassersprung ins Material glimpflich oder glücklich hinter sich gebracht hat, umso besser nachvollziehen.

Mit dieser Grundsatzentscheidung schien aber auch eine neue Stoffanordnung plausibler, die quer zum traditionellen Kanon der Historischen Hilfswissenschaften und eher an größeren Problem- bzw. Materialfeldern entlang angelegt wird, woraus beispielsweise resultiert, dass die Sphragistik zum Materialfeld „Urkunde“ gezogen wurde und nicht als eigenständiges Großkapitel auftaucht.

Um das rasche Wiederfinden zu erleichtern und Redundanzen zu minimieren, ist die Bibliographie im Anhang zusammengefasst worden und nicht, wie sonst häufig in Einführungs- und Lehrbüchern, nach Sachthemen sortiert. Jedes Kapitel schließt dagegen mit einer ausführlichen, kommentierenden Literaturliste ab, die auf dieses kumulative Literaturverzeichnis Bezug nimmt. Das erschien mir für die praktische Einarbeitung sinnvoller; eine bloße Auflistung, was alles möglich und lesbar ist, hilft schließlich keinem weiter. Bei der Zusammenstellung der Titel ist deshalb auf Zugänglichkeit für Studierende geachtet worden, insbesondere *fremdsprachliche Literatur* nur im Einzelfall mit aufgenommen worden, wenn es sich um besonders einschlägige oder hilfreiche Werke handelt. Englisch kann wohl vorausgesetzt werden, die gerade für die mediävistischen Hilfswissenschaften reiche französische- und italienischsprachige Literatur aber steht für viele Studierende (und natürlich nicht nur für die) jenseits einer nicht ohne Weiteres überwindbaren Sprachbarriere.

Viele der verwendeten Abbildungen sind zusätzlich online bereitgestellt, wo eine größere Ansicht möglich ist als in diesem Buch:

www.utb-shop.de/9783825286057

Hinweise

Drei kurze Worte sind zum Schluss noch angezeigt. Das erste gilt einer Grundsatzentscheidung, die ich nach langem Ringen mit mir selbst getroffen habe: nämlich durchweg nur die *eingeschlechtliche Form* zu wählen, wenn von den Vertreterinnen und Vertretern eines Faches oder einer Berufsgruppe die Rede ist. Man möge mir das nachsehen – es dient ausschließlich der besseren Lesbarkeit.

Das zweite ist – in bester mittelalterlicher Manier – eine *captatio benevolentiae* (also wörtlich: ein Heischen nach Wohlwollen); aber eine sehr ernst gemeinte: Ich habe mich bemüht, die

Vielfalt mittelalterlicher Überlieferung in mir größtmöglicher Breite studierendengerecht aufzureißen, um ein Gespür für die Möglichkeiten zu vermitteln, die eine nachdrücklich materialorientierte Arbeit bietet. Dass ich nicht in jeder Teildisziplin Expertise aus eigenen Forschungen reklamieren kann, liegt auf der Hand. Das heißt in der Konsequenz aber selbstverständlich auch, dass ich bei allem redlichen Bemühen mitunter wichtige Forschungsarbeiten, Hilfsmittel oder schlicht besonders gute, einleuchtende Beispiele übersehen haben könnte. Umso dankbarer bin ich für entsprechende Hinweise. Es gibt nichts Schlimmeres als eine Lernhilfe, die selbst nichts dazulernt. Und das soll natürlich auch dieses Buch (und sein Verfasser).

Das dritte Wort ist ein letztes, aber ein wichtiges: nämlich eines des *Dankes*. Der gilt vor allem einmal den Studierenden, die in den letzten Jahren ohne es zu wissen immer wieder an der Ausgestaltung der Vorarbeiten zu diesem Buch, an Handreichungen und Übungsaufgaben, durch ihr Feedback mitgefeilt haben. Die Kolleginnen und Kollegen aus dem Fach, vor allem aber aus den Bibliotheken und Archiven, die mit Rat und Material zu seiner Entstehung beigetragen haben, einzeln aufzuzählen, verbietet sich – sie alle wissen, was sie für mich getan haben und wie dankbar ich dafür bin. Stellvertretend möchte ich nur Frau Anna Gammerschlag vom Stadtarchiv Kalkar für die Fülle von Materialien danken, die Aufnahme in dieses Buch gefunden haben. Ganz besonderer Dank gilt auch meiner Lektorin, Frau Nadine Albert vom Schöningh-Verlag. Sie hat die Entstehung dieses Buches mit der nötigen Ermunterung, der nötigen konstruktiven Professionalität und mit viel Herzlichkeit zu einem (hoffentlich) guten Ende gebracht. Der letzte und größte Dank muss aber derjenigen Person gelten, die mich mit Interesse und guten Ratschlägen, liebevollen Störungen und verständnisvollem Absehen von denselben – das alles in einer guten Mischung – durch die Abfassung begleitet hat: meiner lieben CC.

Material und Mediävistik

Die Hilfswissenschaften sind, dies sei nochmals betont, durchaus keine theoretische Angelegenheit, sondern ausgesprochen eine Sache der Praxis, für die Fleiß sich hundertfach lohnt. Aus Büchern hat sie noch keiner gelernt.¹

Was sind und was wollen Historische Hilfswissenschaften?

Als „Historische Hilfswissenschaften“ hat sich schon in der frühen akademischen Geschichte der Geschichtswissenschaft eine Gruppe von Disziplinen herausgebildet, die sich mit der Verfasstheit einzelner Quellenarten und -gruppen auseinandersetzt und deren historischen Aussagewert kritisch abzuwägen sucht. Gemeinsam ist ihnen allen der starke Bezug zur *Materialität* historischer Überlieferung, hinter der die inhaltliche Aussage – nur zunächst! – zurücktritt. Es geht um Geschichte, die im Wortsinne „in die Hand genommen“ wird.² Die Historischen Hilfswissenschaften leisten damit unmittlere Arbeit zur Quellenkritik und sind deshalb eigentlich kaum von der historischen Forschungsarbeit zu trennen.

Mancherorts spricht man daher lieber von Historischen *Grundwissenschaften*; so etwa sind an den Universitäten Bamberg, München und Passau entsprechende Lehrstühle bewidmet. Über die Frage, welcher Begriff der angemessenere sei, ist auch immer einmal wieder Streit ausgebrochen.³ Ohne an dieser Debatte teilnehmen zu wollen, kann man aber wohl ganz pragmatisch festhalten, dass der Begriff der *Hilfswissenschaften* noch immer der etabliertere ist. Im angelsächsischen Sprachraum spricht man von *auxiliary sciences*, im französischen allerdings etwas anders nuanciert von den *sciences annexes*. Unterhalb dieser Mantelbegriffe jedenfalls verbirgt sich dann ohnehin eine vergleichsweise bunte Ansammlung von Teildisziplinen, von denen eine gute Handvoll (etwa Handschriftenkunde, Heraldik, Genealogie, Chronologie etc.) zwar traditionell und mit gutem Grunde zum hilfswissenschaftlichen Kanon gehören, an dessen Peripherien aber immer einmal wieder „neue“ Hilfswissenschaften auf- und zum Teil auch wieder untertauchen.

Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert scheinen die Hilfswissenschaften in einer tiefen Krise begriffen. Jedenfalls kann es den Anschein haben, wenn man die vielen Klagen liest, die allerorten in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. Sie alle haben im Kern ihre Berechtigung, denn in der Tat scheinen andere Qualifikationen und andere Zugänge zur Geschichte momentan für eine erfolgreiche akademische Karriere und die Einwerbung von Forschungsmitteln die weitaus größere Rolle zu spielen; in der Tat werden die institutionellen Räume, die Lehrstühle und Institute, immer weniger; und in der Tat fällt es auch entsprechend interessierten Studierenden an vielen Universitäten, die schon nicht mehr über einschlägig bewidmete Lehrstühle verfügen (oder es nie getan haben), immer schwieriger, alle paar Semester einmal eine entsprechende Lehrveranstaltung im Lehrangebot zu finden.

Begriff

Marginalisierung
der Hilfswissenschaften

Die Gründe für diese Situation sind nicht immer ganz einfach festzustellen. Manche machen den *linguistic turn* dafür verantwortlich, also die Hinwendung zur sprachlichen Vermitteltheit von Geschichte, die mit einer tiefen Skepsis gegenüber ihrer Faktizität einherging. In der postmodernen Beliebigkeit, so heißt es, hat das Greifbare keinen argumentativen Platz mehr.⁴ Wir werden darauf später, wenn es um den *Quellenbegriff* geht (S. 16), noch einmal zurückkommen. Andere jedenfalls betonen eher eine Verfallserzählung der deutschen Studierendenschaft, die mit immer weniger Vorbildung in wichtigen Basiskompetenzen (von Latein bis Rechtschreibung) und immer weniger Durchhaltevermögen an die Universitäten kommen, weshalb die Beliebtheit der auf den ersten Blick spröden hilfswissenschaftlichen Studien stetig sinke. Beides ist sicher nicht ganz unrichtig – nur die sinkende Beliebtheit bei den Studierenden können viele Kolleginnen und Kollegen eigentlich nicht feststellen; im Gegenteil. Tatsächlich aber bröckeln oft die vergleichsweise hohen Teilnehmerzahlen zu Semesterbeginn im Veranstaltungsverlauf weg, wenn die erste Begeisterung auf die ersten Hürden stößt. So oder so verweist das eher auf die Notwendigkeit, sich dieser Hürden in der Hochschullehre sehr aktiv anzunehmen.

Ganz materiell greifbar wird die prekäre Stellung der Historischen Hilfswissenschaften allerdings ausgerechnet dort, nämlich in der Umstellung der Hochschullandschaft vom alten Magister auf die Bachelor- und Masterstudiengänge im Zuge der Bologna-Reformen.⁵ Denn wo bisher die Historischen Hilfswissenschaften noch als Nebenfach angeboten wurden, musste mindestens eine der vorhandenen Professuren auch eine entsprechende Denomination vorweisen. Im Bachelor- und Masterstudiengängen, wo sie bestenfalls noch als „Schwerpunkt“ oder „Vertiefung“ geführt werden, ist das nicht mehr formal nötig. Das wiederum hat zur Konsequenz, dass auch Berufungskommissionen die Hilfswissenschaften nicht mehr berücksichtigen (müssen) und so der Anreiz, sich in diesem Fach zu habilitieren, dramatisch sinkt. Entsprechend nimmt die Zahl an einschlägig ausgebildeten Lehrenden stetig ab, was sich wiederum negativ auf das Studienangebot auswirkt – einer von diesen vielberufenen Teufelskreisen, wie es scheint.

Auch in der Archivarsausbildung, traditionell ein Hort hilfswissenschaftlicher Kompetenzen, sind einzelne Hilfswissenschaften immer mehr zurückgedrängt worden. Insbesondere scheint das für solche Disziplinen zu gelten, die sich nicht mehr der unmittelbar bestandserhaltenden und -erschließenden Tätigkeit zuordnen lassen, sondern den Archivar als Wissenschaftler ausbildeten, etwa die Diplomatie.⁶

Erneuerung der
Hilfswissenschaftlichen?

Wie man auf die allseits postulierte Krise der Historischen Hilfswissenschaften reagieren soll, bleibt bislang ungeklärt. Reinhard Härtel hat etwa die provokante Frage gestellt, ob sie denn überhaupt noch „zeitgemäß“ seien. Er bejaht diese (rhetorische) Frage natürlich letztendlich, mahnt aber doch eine dafür nötige Erneuerung des traditionellen hilfswissenschaftlichen Fächerkanons durch eine bewusstere Einbeziehung „neuer“ Quellengattungen an, die selbstverständlich nicht an sich neu sind, sondern von der Mediävistik erst in den letzten Jahrzehnten für sich entdeckt werden. So komme es, dass

viele, und gerade viele heutzutage besonders interessante Quellen, sozusagen unter fremder Flagge bearbeitet werden. Wäre es anders, so gäbe es eine Hilfswissenschaft der Memorialistik ebenso wie die der Diplomatik, oder eine Hilfswissenschaft der Sepulcrologie ebenso wie jene der Sphragistik. Es fällt schwer, sich mit diesem Zustand abzufinden, der stark zugespitzt so ausgedrückt werden kann: Wer Urkunden oder Münzen nach den angedeuteten Kriterien auswertet, betreibt eine Hilfswissenschaft, wer dasselbe mit Totenlisten oder mittelalterlichen Landkarten tut, betreibt Quellenkunde.⁷

Diese Beobachtung scheint mir sehr anregend, und ich habe versucht, sie im vorliegenden Buch so gut es geht zu beherzigen.

Einen letzten Punkt gilt es noch aufzugreifen, der im Fach – das heißt in der Mediävistik als Ganzes und in den Historischen Hilfswissenschaften im Besonderen – gern übersehen wird: Es gibt eine Zeit vor der Universität. Das wird zwar durchaus wahrgenommen, in der Regel aber als bloßes Ärgernis: Die Schule nämlich wird gern, und leider wohl auch bis zu einem gewissen Grad zu Recht, dafür verantwortlich gemacht, dass Lehrende heute nicht mehr nur mit abnehmendem historischen Basiswissen (daran hat man sich leidlich gewöhnt), sondern auch mit rasant abnehmenden Kompetenzen in der deutschen Sprache, einschließlich Grammatik und Rechtschreibung, und vielen anderen Problemen zu plagen haben, die vorausgehende Studierendengenerationen (und vor allem sie selber) vermeintlich oder tatsächlich noch nicht bereitet haben. Das ist in der Tat alles ärgerlich; an einem Punkt aber sind die Fächer zu einem gewissen Grad auch selber schuld: Allzu lange nämlich hat man die Schule und ihre Inhalte gänzlich den Fachdidaktikern überlassen. Insgesamt interessiert man sich wenig dafür, was und vor allem wie die Schülerinnen und Schüler eigentlich das bisschen Mittelalter lernen, das sie dann hinterher an die Universitäten mitbringen.

Im schulischen Geschichtsunterricht begegnen uns die Historische Hilfswissenschaften in der Regel nicht – ganz sicher nicht dem Begriff nach, nur selten auch der Sache.⁸ Dabei ist zumindest das Archiv als außerschulischer Lernort längst entdeckt worden und seit Neuestem sogar einigermaßen en vogue.⁹ Das hat auch mit einer Öffnung der Institutionen zu tun, die sich sehr um diese Nutzergruppen bemühen: Im Verband deutscher Archivarinnen und Archivare wirkt ein eigener Arbeitskreis *Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit* (www.archivpaedagogen.de), zahlreiche staatliche und regionale Archive haben mittlerweile ein eigenes archivpädagogisches Programm und geben entsprechende Broschüren heraus. Eine sehr schöne gibt es beispielsweise beim Nordrhein-Westfälischen Landesarchiv, Abteilung Westfalen (Münster). Aber auch abseits des Archivs können Historische Hilfswissenschaften gewinnbringend im Unterricht eingesetzt werden.¹⁰ Die Hilfswissenschaften leben in der universitären Lehre von der Faszination, man kann beinahe sagen: vom *Charisma des Materials* – eben von jenem „dem Archivar natürlichen Lustgefühl beim täglichen Umgang mit den Quellen“, von dem Ahasver von Brandt gesprochen hat.¹¹ Dafür rechtzeitig ein Gespür zu vermitteln, kann den Disziplinen eigentlich nur gut tun.

Lernort Archiv

Einführungen und Handbücher

Die klassische deutschsprachige Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften ist und bleibt Ahasver von Brandts *Werkzeug des Historikers*, erstmals 1958 erschienen und seitdem regelmäßig mit beigefügten bibliographischen Ergänzungen neu aufgelegt (zuletzt ¹⁸2012, mit bibliographischen Nachträgen von Franz Fuchs). Der eigentliche Text ist allerdings seit 1973 unverändert geblieben, sodass man im Grunde auch getrost zu einer älteren Auflage greifen kann, die häufig preiswert antiquarisch zu erstehen ist, weil dieses kompakte Taschenbuch schon durch die Hände von vielen Generationen von Studierenden gegangen ist. Neben Brandts Klassiker ist 2004 das Studienbuch *Die archivalischen Quellen* von Friedrich Beck und Eckart Henning getreten, das ebenfalls schon mehrfach Neuauflagen erfahren hat (²⁰11); die im Untertitel angekündigte *Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften* deckt in überschaubaren Artikeln alle wesentlichen Teildisziplinen ab, wobei nicht nur – wie häufig – das Mittelalter behandelt, sondern auch die Neuzeit angemessen berücksichtigt wird. Das ist grundsätzlich ein Vorteil, kann aber manchmal auch „auf Kosten“ des Mittelalters gehen (z.B. in Beitrag zu Karten und Plänen).

Damit sind die umfassenden Einführungen zu den Historischen Hilfswissenschaften in deutscher Sprache aber auch schon benannt. Ansonsten setzt die moderne Einführungsliteratur in der Regel eine Ebene tiefer, bei den einzelnen Disziplinen (Paläographie, Siegelkunde etc.) an. Hier sollte man drei noch laufende Verlagsreihen kennen, die momentan Einführungen in Einzelgebiete veröffentlichen:

- Hahn'sche Historische Hilfswissenschaften (seit 2004, 4 Bde. zu Paläographie, Diplomatik, Sphragistik und Numismatik)
- Oldenbourg Historische Hilfswissenschaften (seit 2009, 5 Bde. zu Aktenkunde, Heraldik, Diplomatik, auch Hilfswissenschaften der Neuzeit, offen für speziellere Themen bzw. Ausdifferenzierung)
- Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen (Kohlhammer-Verlag, seit 2000, 5 Bde., auch zwei Bibliographien, offen für speziellere Themen, wie z.B. Papststücken)

Aus dem englischen Sprachraum wäre noch die *Introduction to Manuscript Studies* von Clemens/Graham 2007 zu nennen, die zwar nicht die Gesamtheit, aber doch einen mehrere Teildisziplinen übergreifenden Bereich auf anspruchsvollem Niveau, trotzdem aber sehr verständlich und mit vielen guten Beispielen erschließt. Wer des Französischen mächtig ist, kann zu der kompakten *Les sciences annexes* von Merdrignac/Chédeville 1998 greifen. Das ist ratsam, wenn man sich mit Originalüberlieferung aus dem frankoburgundischen Raum befassen will, ansonsten geht diese Einführung aber nicht über das hinaus, was man auch in den deutschsprachigen Handbüchern findet. Anders ist das im Einzelfall in der Buchreihe *L'atelier du médiéviste* (Brepols-Verlag, seit 1993, bisher 12 Bde.), in der einzelne hilfswissenschaftliche Disziplinen und quellenkundliche Themenbereiche in Einzeldarstellungen behandelt werden. Die mitunter wirklich innovativen Fragestellungen (z.B. Berlioz 1994 zur Identifikation von Quellen und Zitaten) haben nicht immer ein Pendant im deutsch- oder englischsprachigen Raum. Deshalb wird im Folgenden hier und da auch auf Bände aus dieser Reihe noch einmal hingewiesen.

Weiterführende Literatur

Wer sich weitergehend mit den Historischen Hilfswissenschaften befassen möchte, der muss bald in die jeweiligen Spezialdisziplinen eintauchen. In den letzten Jahren sind aber eine Reihe von Aufsatzsammlungen der *grand signeurs* (und *dames*) der deutschsprachigen Hilfswissenschaften, etwa Eckart Henning (2000), Anna-Dorothee von den Brincken (2008) oder Georg Scheibelreiter (2009), erschienen, die jeweils interessante Querschnitte durch die hilfswissenschaftlichen Disziplinen – und häufig gerade auch programmatische Beiträge sowie Überblicke zur Geschichte und zum Stand derselben – bieten. Gleiches gilt für eine Reihe von Festschriften (z.B. Engels 1999, Cunz 2004, Beck 2005, Kölzer u.a. 2007, Thaller/Gießauf/Bernhard 2010). Einzelnachweise aus diesen Bänden werden Sie auch immer wieder verteilt über dieses Buch finden (und ich erlaube mir deshalb, nicht jeden Aufsatz einzeln in der ohnehin schon zu ausladenden Bibliographie aufzuführen). Zur *Fachgeschichte* der Historischen Hilfswissenschaften finden sich Ausführungen bei Henning/Beck 2000, Kölzer 2008, Härtel 2002 und Rexroth 2006 – außerdem in dem spannenden Münchner Online-Projekt „Historische Hilfswissenschaften: Netzwerke“ (www.univie.ac.at/hypertextcreator/netzwerk). *Fachbibliographien* werden im Folgenden noch zu den jeweiligen Einzeldisziplinen genannt werden, denn das Spezialschrifttum wird von den allgemeinen mediävistischen Bibliographien und Literaturdatenbanken (s. unten, S. 32) nicht immer erfasst. Eine eigene Reihe *Bibliographie der Historischen Hilfswissenschaften* erscheint seit 1984; veröffentlicht wurden darin bisher die beiden jeweils von Eckart Henning und Gabriele Joachum bearbeiteten Bibliographien zur Heraldik (1984) und zur Sphragistik (1995).

Hilfreiche Links

Das Internet ist – wie überhaupt die EDV-Unterstützung – von den Historischen Hilfswissenschaften schon frühzeitig entdeckt worden;¹² heute existieren zahlreiche Online-Angebote, vor allem auch im propädeutisch-didaktischen Bereich.¹³ Das wahrscheinlich prominenteste im deutschsprachigen Raum ist der an der Universität Zürich entstandene Online-Lehrgang *ad fontes* (www.adfontes.uzh.ch) zur Benutzung und Auswertung von Archivquellen.¹⁴ Neben Paläographie und ersten Schritten Richtung Editionstechnik geht es also auch um Metrologie, Chronologie etc. und vor allem um die archivalische Quellenkunde, während andere hilfswissenschaftliche Disziplinen, wie Heraldik und Numismatik, nur eine marginale Rolle spielen. Daneben haben sich allein in deutscher Sprache eine Reihe ambitionierter Online-Projekte entwickelt, die sich mit Einzeldisziplinen befassen, etwa *Paläographie online* (www.palaeographie-online.de). Gerade im paläographischen Bereich existieren ferner eine Reihe ausgezeichneter Angebote in englischer und französischer Sprache.¹⁵ Schließlich behandeln in der Regel auch die disziplinär orientierten Online-Angebote einzelner mediävistischer Fächer hilfswissenschaftliche Elemente als Teil der jeweiligen Fachpropädeutik, etwa *Mittelalterliche Geschichte. Eine digitale Einführung in das Studium* (www.mittelalterliche-geschichte.de)¹⁶ oder das germanistische *Accessus* (www.accessus.de). Das einzige auf kanonische Vollständigkeit angelegte Angebot bleibt aber das *Tutorium Historische Hilfswissenschaften* des Passauer Mediävisten Thomas Frenz (www.phil.uni-passau.de/histhw/TutHiWi).

Ein wichtiges Hilfsmittel ist die von Georg Vogeler betreute *Bibliographische Datenbank Historische Grundwissenschaften* (www.hgw-online.net/GHWBibliographie).¹⁷ Die *Virtual Library Historische Hilfswissenschaften* (www.vl-ghw.uni-muenchen.de) dagegen wird seit 2009 nicht mehr aktualisiert.

Quellenkunde und Quellenkritik: einfaches Handwerk, hohe Kunst

Das Wichtigste steht nicht in den Quellen, aber ohne Quellen ist alles unwichtig, was wir sagen.¹⁸

Was ist eigentlich eine Quelle?

Begriff Schon bei einem so einfachen, kleinen Wort wie „Quelle“ kann es zu großen Sprachverwirrungen kommen – gerade zu Studienbeginn und gerade, wenn man sich über Fächergrenzen hinweg unterhält. Während unter Historikern beispielsweise in der Regel zwischen *Quellen* und (*Forschungs-*)*Literatur* unterschieden wird, ist in den Literatur- und Sozialwissenschaften die Unterscheidung zwischen *Primär-* und *Sekundärquellen* gar nicht unüblich. Und auch in der Schule scheint dieser letzte Sprachgebrauch häufiger vermittelt worden zu sein – zumal, wenn bereits Facharbeiten geschrieben worden sind, mit denen ja erste Schritte in Richtung wissenschaftlicher Arbeit gegangen werden sollen. Wenn also ein Historiker betont, „quellenbasiert“ zu arbeiten, könnte ein Literaturwissenschaftler mit Verwundern darunter verstehen, der Kollege brüste sich damit, überhaupt irgendetwas außer seinen eigenen Geist zu bemühen. Das ist natürlich eine Persiflage – das Problem bleibt aber.

Man mag das für Wortgeplänkel halten, aber es lohnt sich, ein paar Momente darüber nachzudenken – vor allem, über die Konsequenzen, die der jeweils angewandte Quellenbegriff hat. Hans-Werner Goetz beispielsweise hat in seinem zu Recht oft empfohlenen *Proseminar Geschichte: Mittelalter* folgende Definition gegeben:

Als historische Quelle bezeichnen wir im weitesten Sinn alle Zeugnisse (Überlieferungen), die über geschichtliche (= vergangene) Vorgänge (Abläufe, Zustände, Personen, Denk- und Verhaltensweisen) informieren.¹⁹

Das leuchtet erst einmal ein. Andererseits informiert uns natürlich auch die Forschungsliteratur über vergangene Vorgänge; dafür ist sie da. Sie tut das aber erst auf eine selbst schon aus anderen Quellen synthetisierte, eben sekundäre Weise – daher auch die Rede von den Sekundärquellen. Den Unterschied zwischen primärer und sekundärer Quelle macht also wohl doch irgendeine Unmittelbarkeit, eine direkte(re) Verbindung zur Vergangenheit aus.²⁰ Dieser unvorsichtige Satz wiederum, so ganz naiv ins Blaue geschrieben, macht allerdings ein epistemologisches Natternfass auf. Denn wer einen Bezug zur „historischen Wirklichkeit“, zur „Faktizität“ und anderen direkten Verbindungen zur Vergangenheit, die aus den Quellen zu uns sprechen könnten, aufmacht, gerät leicht in den Ruf des *Positivismus* – und der ist seit einigen Jahrzehnten alles andere als en vogue.

Positivismus vs.
Konstruktivismus

Als *Positivismus* bezeichnet man eine Extremposition, die aus Repräsentationen unmittelbar Schlüsse über die Existenz von Dingen ableiten will; überspitzt gesagt: So steht es hier in der Quelle, also muss es so auch gewesen sein. Diese Extremposition vertritt heute eigentlich niemand mehr – und es ist fraglich, ob sie in dieser extremen Form überhaupt je (innerhalb der

akademischen Mediävistik) vertreten wurde. Als Gegenposition versteht man landläufig den *Konstruktivismus*, also die Auffassung, dass alles, was wir an Phänomen und Zeugnissen vor uns haben, Produkt sozialer, mentaler und anderer Zuschreibungen (Konstruktionen) sei – in den historisch orientierten Wissenschaften betrifft das vor allem den Konstruktionscharakter *durch Sprache* (man spricht daher auch vom *linguistic turn*). Die große Hinwendung zum Konstruktivismus in allen möglichen geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen seit etwa den 1970er Jahren wird regelmäßig für die oben skizzierte Krise der Historischen Hilfswissenschaften (oben, S. 11) mit verantwortlich gemacht, weil damit häufig ein profundes Misstrauen gegenüber den Aussagen der Quellen einhergehe. Im Grunde aber sollte das Gegenteil der Fall sein: Gerade *weil* die Historischen Hilfswissenschaften eine besondere Expertise für die *Materialität* und die *Medialität* historischer Überlieferungen für sich reklamieren, sind sie besonders dafür geeignet, unsere Interpretation historischer Wirklichkeit auf besser abgesicherte Füße zu stellen. Warum das so ist, sollte man sich kurz praktisch vor Augen führen. Wenn wir uns die Grundüberzeugung des Konstruktivismus, jedes Zeugnis sei Produkt von Konstruktionsprozessen, zu eigen machen, so können uns die Quellen *nie* sagen, wie es gewesen ist; sie vermitteln uns nur eine punktuelle Information, aus der wir uns eine eigene Vorstellung davon stricken. Letztlich kann man dann jede noch so banale Aussage als Interpretation begreifen: Selbst eine Wirtshausrrechnung über soundso viel Geld für soundso viel Bier muss nicht heißen,

- dass das Bier zu diesem Zeitpunkt so viel gekostet hat (der Wirt hätte Nachlass gewähren oder einen Aufschlag berechnen können);
- dass überhaupt Bier getrunken wurde (der Gast hätte es verschütten oder für einen ganz anderen Zweck kaufen können, z.B. für ein Bad);
- dass überhaupt das Gasthaus existierte oder der Gast jemals dort war (ein Bediensteter hätte mit der Rechnung seinen Dienstherrn, den Wirt, betrügen wollen können); ja nicht einmal,
- dass es ein Getränk namens Bier gibt bzw. gegeben hat – das schließen wir nur aus der sehr vernünftigen Alltagserfahrung, dass es viele solcher Rechnungen und viele andere Quellen gibt, die von dessen Existenz Zeugnis ablegen.

Ist alles
Interpretation?

Das ist natürlich nur ein Gedankenspiel, das in dieser Konsequenz absurd wirkt. Aber es zeigt eine epistemologisch (d.h. mit Blick auf Wahrheitskriterien) schwer zu bestreitende Extremposition auf, zu der man sich als Mediävist verhalten muss. Meist tut man das pragmatisch – und das ist auch gut so. Letztlich ist das Ziel, möglichst eine mit gutem Grund *unbestrittene*, nicht eine in jeder theoretischen Konsequenz *unbestreitbare* Aussage zu treffen.²¹ Aber die Grundeinsicht, die wir daraus gewinnen, ist: Die Quellen geben uns im Grunde nur Indizien – mal stärkere, mal schwächere –, die wir zu einer *vernünftigen, plausiblen Vorstellung von Vergangenheit* verketteten können. Was sie uns allerdings häufig mit großer Triftigkeit sagen können ist, wie es *nicht* gewesen ist; sie können bisherige Deutungen widerlegen. Reinhard Koselleck hat in diesem Zusammenhang von einem „Vetorecht“ der Quellen gesprochen:

„Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können. ... Quellen schützen uns vor Irrtümern, nicht aber sagen sie uns, was wir sagen sollen.“²²

Konsequenzen für den Quellenbegriff Wenn wir das bisher Gesagte wieder auf unseren Quellenbegriff zurückziehen, dann würde eine einigermaßen pointierte Definition lauten:

Historische Quellen sind vom Forschenden bewusst gewählte, unerlässliche Bausteine für die Konstruktion eines plausiblen Bildes derjenigen Vergangenheit, der sie selbst entstammen. Sie können darüber hinaus durch Analogie und Vergleich als Indizien für historische Aussagen über andere Zeiten und Räume fungieren.

In der Konsequenz heißt das: Es *gibt* keine Quellen, Quellen *sind* nicht, Quelle zu sein ist keine einem Ding oder einer Person eignende *Eigenschaft*, sondern sie werden zu Quellen *gemacht* – nämlich von demjenigen, der sie als solche für die Konstruktion seiner jeweiligen Interpretation von Vergangenheit nutzt. Damit kann dann auch Forschungsliteratur zur Quelle werden. Aber eben nicht für die Konstruktion ihres Gegenstandes (dann sind sie eben Literatur und nicht Quelle), sondern für Aussagen *über sich selbst*, für eine bestimmte, zum Zeitpunkt ihrer Abfassung herrschende Mentalität etwa, für die Konjekturen bestimmter Forschungsfragen, für den wissenschaftlichen Stil oder die Methodik ihrer Zeit etc. – nichts anderes tut ja die Wissenschaftsgeschichte zu einem guten Teil.

Letztendlich sind es also nicht so sehr die Inhalte, sondern die Entstehungszusammenhänge und die Verfasstheit historischer Überlieferung, die ihre jeweilige Qualität als Quelle historischen Verstehens überhaupt ausmachen. Und voilà – wenn das kein zwingendes Plädoyer für ein nachdrückliches Interesse an Historischen Hilfswissenschaften ist ...

Quellenkunde

Was ist Quellenkunde? Als *Quellenkunde* bezeichnet man zweierlei: Die Systematisierung historischer Überlieferung in verschiedene Quellenarten sowie die Bücher, die sich damit handbuchmäßig beschäftigen. Sie dient der Bändigung der tendenziell ja unbegrenzten Quellenvielfalt als notwendige Vorarbeit der *Quellenkritik* (unten, S. 20). Deshalb steht hinter der Systematisierung, selbst wenn sie formal nach äußeren Kriterien vorgeht, im Grunde immer schon die große Frage nach dem *Erkenntnis-* oder *Aussagewert* der jeweiligen Quellenart. Eine zentrale Rolle spielt dabei ihr Entstehungszusammenhang.

Großmodelle Zwei Großmodelle haben in dieser Hinsicht die Geschichtswissenschaft – weniger die anderen mediävistischen Disziplinen – nachhaltig geprägt. Das eine stammt von einem der Paten der neuzeitlichen Geschichtstheorie,

Johann Gustav Droysen (1804-1884), der in seiner *Historik* die historische Überlieferung folgendermaßen untergliederte:²³

- *Überreste* („was aus jenen Gegenwarten, deren Verständnis wir suchen, unmittelbar noch vorhanden ist“);
- *Quellen* („was davon in die Vorstellung der Menschen übergegangen und zum Zweck der Erinnerung überliefert ist“); und
- *Denkmäler* („Überreste einer vergangenen Zeit, aus der sie für die künftigen Geschlechter Zeugnis über einen bestimmten Vorgang geben, die Vorstellung über denselben fixieren wollen“).

Diesen Grundgedanken entwickelte Ernst Bernheim (1850-1942) zu einer Zweiteilung weiter in:²⁴

- *Überrest* („alles, was unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben und vorhanden ist“) und
- *Tradition* („alles, was von den Begebenheiten überliefert ist, hindurchgegangen und wiedergegeben durch menschliche Auffassung“).

Andere haben das aufgegriffen, so etwa Ahasver von Brandt in seiner Unterscheidung zwischen *absichtlicher* und *unabsichtlicher* Überlieferung.²⁵ Und so ist diese Zweiteilung, auch wenn sie nicht regelmäßig explizit aufgerufen wird, noch immer ein gängiger quellenkundlicher Konsens, der so auch in den meisten Lehrbüchern zumindest rekapituliert wird.²⁶ Trotzdem muss man sich bewusst halten, dass diese Unterscheidung nicht ganz unproblematisch ist, weil sie eine größere Objektivität oder einen unmittelbaren Bezug der Überreste zur Vergangenheit suggeriert.²⁷

Unterhalb dieser quellenkundlichen Großunterscheidung setzt die konkrete Quellentypologie ein, in Buchform nennt man sie auch *Quellenkunde*. Man darf sie sich aber leider nicht wie eine Art Lexikon von Grundcharakteristiken sämtlicher darin versammelter Quellengattungen vorstellen. Das wäre schön, würde aber schon für einen überschaubaren Querschnitt durch die Vielfalt mittelalterlicher Überlieferung ein mehrbändiges Werk erfordern – und das wiederum liefe dem Sinne einer kompakten Orientierung zuwider. Vielmehr sind es systematische Bibliographien, die das *Auffinden* von Quellen einer bestimmten Gattung erleichtern wollen. Häufig ist aber besonders einschlägige Forschungsliteratur mit angegeben, die sich mit den jeweiligen *quellenkundliche Grundsatzfragen* beschäftigt. Mit gutem Grund ein Standardwerk auf diesem Gebiet, das in praktisch jeder Proseminarbibliographie auftaucht, ist die *Kurze Quellenkunde des westeuropäischen Mittelalters* von Raoul van Caenegem und François-Louis Ganshof (1964). Daneben gibt es speziell für die deutsche Geschichte den bereits etwas in die Jahre gekommenen, aber häufig neu bearbeiteten „Dahlmann-Waitz“ (12 Bde.,¹⁰1969-1998) sowie die *Quellenkunde für das deutsche Spätmittelalter (1350-1500)* von Dotzauer (1996). Daran schließt sich für die Neuzeit nahtlos die *Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit* von Baumgart (7 Bde., 1987-2001) an, die wegen der häufig aus sachlichen Gründen gebotenen Übergriffigkeit der Spätmittelalterforschung ins 16. Jahrhundert ebenfalls

Quellentypologie

wichtige Dienste leisten kann. Für *Österreich und die habsburgischen Länder* liegen die immer noch sehr wichtige Quellenkunde von Lhotsky 1963 und der handbuchartige Überblick von Zöllner 1982 (das Mittelalter dort bearb. von Siegfried Haider und Paul Uiblein, S. 26-113) vor. Weitere Hinweise zum Auffinden mittelalterlicher Quelleneditionen finden Sie auch noch auf S. 32 ff.

*Typologie des
sources du moyen
âge occidental*

Das vermutlich ehrgeizigste quellenkundliche Projekt der internationalen Mediävistik ist die *Typologie des sources du moyen âge occidental* (1972ff., bisher 86 Bde.).²⁸ In mal schmalen, mal recht umfangreichen Monographien stellen Experten jeweils eine Quellengattung geographisch, chronologisch und systematisch umfassend dar: von vergleichsweise großen und allgemeinen Themen wie Inschriften (Bd. 35, 1979: *Les inscriptions médiévales*) über solche mittlerer Reichweite (z.B. Bd. 16, 1976: *Die Universalchroniken*) bis hin zu Spezialthemen wie *Die Dokumente der klösterlichen Visitationen* (Bd. 80, 1999) oder *Stained Glass Windows* (Bd. 76, 1996). Gerade bei diesen vergleichsweise speziellen Themen sind die Bände der *Typologie* häufig die einzigen quellenkundlichen Werke, die überhaupt vorliegen. Sie erscheinen – wie die wenigen Beispiele schon gezeigt haben – in Englisch, Französisch oder Deutsch. Wer sich mit einer einigermaßen umgrenzten Quellengattung auseinandersetzt, sollte prüfen, ob nicht ein einschlägiger Band vorliegt (am besten auf Website des Verlags: www.brepols.net). Für die Bände 1 bis 50 liegt ein hilfreicher Registerband (1992) vor, der neben Namen und Orten auch Themen, Probleme, Methoden und Quellentypen verzeichnet; für die Bände 2 bis 39 ist ein separater Nachtragsband (*Mises à jour des fascicules N 2 à 39*, 1985) erschienen, der die letzten rund zehn Jahre des Projekts auf den neuesten Stand bringt.

Quellenkritik

Der Quellenkritik ist es nicht um die Aussage einer Quelle, sondern um die *Bedingungen ihrer Aussagefähigkeit* bestellt. Sie ist eng verbunden mit der *Quelleninterpretation* – und in der praktischen Arbeit häufig genug gar nicht so einfach von ihr zu trennen. Formal aber geht es ihr erst einmal darum, den Weg für diese Interpretation zu ebnen. Eine etablierte Form der Quellenkritik unterscheidet zwischen *innerer* und *äußerer* Quellenkritik.

Äußere
Quellenkritik

Die *äußere Quellenkritik* fragt nach der materiellen Gestalt der Quelle; insofern ist sie häufig besonders nahe an den Arbeitsweisen und Fragestellungen der Historischen Hilfswissenschaften. Im Zentrum steht dabei regelmäßig die *Echtheitsproblematik*. Bernheim hat vier Kernfragen der äußeren Quellenkritik aufgeworfen, die alle um dieses Problem kreisen:²⁹

„Entspricht die äußere Form der Quelle ... der Form, die den als echt bekannten sonstigen Quellen derselben Art zur Zeit und am Ort der angeblichen bzw. ... angenommenen Entstehung unserer Quelle eigen ist?“	Ein gutes Beispiel dafür wären etwa ►Urkundenformeln (s. unten, S. 97) oder der ►paläographische Befund (s. unten, S. 68).
„Entspricht der Inhalt der Quelle dem, was uns sonst aus sicher echten Quellen ... bekannt ist ...?“	Anders gesagt: Widerspricht er anderen, glaubhaft(er)en Quellen?
„Entsprechen Form ... und Inhalt dem Charakter und ganzen Milieu der Entwicklung, innerhalb deren die Quelle angeblich steht ...?“	Schreibt da beispielsweise etwa ein Schmiedeknecht über Thomas von Aquin?
„Finden sich in oder an der Quelle Spuren künstlicher, fälschender Mache, wie etwa unglaubliche, seltsame Art der Auffindung und Übermittlung ...?“	Hier geht es vor allem um Überlieferungsgeschichte und den physisch-materiellen Befund. Ist etwa eine bedeutsame Kaiserurkunde wundersamerweise nur in einer ‚Abschrift‘ des 18. Jahrhunderts vorhanden, ohne das über den Verbleib des angeblichen Original etwas zu erfahren wäre?

Aufgabe der äußeren Quellenkritik ist es also möglichst viele Informationen über die Entstehung und Überlieferung der Quelle zu sammeln und kritisch zu bewerten. Am Schluss steht eine begründete Aussage über die *Glaubwürdigkeit* der Quelle.

Die *innere Quellenkritik* dagegen befasst sich mit dem *Aussagewert* einer Quelle. Ihre Kernfrage lautet: „Wie viel konnte ein Verfasser von den von ihm berichteten Vorgängen wissen, und wie viel wollte er davon berichten?“³⁰ Im Mittelpunkt stehen also der oder die Verfasser der fraglichen Quelle – natürlich auch dann, wenn wir diese gar nicht namentlich oder überhaupt einigermaßen konkret greifen können. Letztlich geht es um den mentalen Hintergrund der Quelle und dessen Niederschlag in ihr. Dazu braucht es keine Namen. Regelmäßig zu stellende Fragen der inneren Quellenkritik kreisen um die beiden zentralen Problemfelder:

Innere
Quellenkritik

Horizont	Woher kommt der Verfasser? Welchen sozialen und welchen Bildungshintergrund hat er? Kann man ihn einer sozialen oder kulturellen Gruppe zuordnen – und wenn ja, ist er ein typischer Vertreter derselben?
Tendenz	Welches Verhältnis hat der Verfasser zum Quelleninhalt? Vertritt er einen Standpunkt? Argumentiert er für oder gegen etwas bzw. jemanden? Gibt es einen Auftraggeber?

Antworten auf diese Fragen gewinnt man häufig aus der Quelle selbst; regelmäßig müssen aber weitere Informationen (vor allem zur Biographie des Verfassers, wenn er namentlich bekannt ist) eingeholt werden. Ein wichtiges Mittel schließlich ist auch die Analyse des *Stils*, also von Signalworten, einem besonderen Sprachduktus, rhetorischer Figuren oder bestimmter Topoi, die der Verfasser benutzt. Mitunter werden zur inneren Quellenkritik auch die ersten Schritte zur *Aufschlüsselung* der Quelle gezählt, also beispielsweise die Klärung bekannter Begriffe, Personen oder Sachverhalte, die angesprochen werden.

Literatur

Hinweise zum Weiterlesen

Einen gut strukturierten, ausführlichen Überblick über die unterschiedlichen Quellengattungen bietet das *Proseminar Mittelalter* von Hans-Werner Goetz (2006, S. 107-214). Als Übungsbuch für *Quellenkritik* und *Quelleninterpretation* empfiehlt sich sehr das handliche Taschenbuch von Gerhard Theuerkauf (1997); vergleichsweise knapp, aber lesenswert ist auch der Beitrag des Mediävisten Klaus Arnold *Der wissenschaftliche Umgang mit Quellen* in Goetz 1998, S. 42-58 sowie das eindruckliche Plädoyer für die Verbindung von verstehender (*hermeneutischer*) und erklärender (*analytischer*) Quelleninterpretation von Thomas Welskopp, ebd., S. 137-177. Ein klassischer Beitrag zum Problem der Quellenüberlieferung stammt von Arnold Esch (1985). Zwar aus einer klar eingeschränkten thematischen Perspektive, aber so klar und umsichtig formuliert, dass sie auch jenseits dessen Relevanz beanspruchen dürfen, sind schließlich die Passagen zu Quellenkritik und Quelleninterpretation in Christoph Markschies' *Arbeitsbuch Kirchengeschichte* (1995, S. 20-29, 102-132). Wer des Niederländischen mächtig ist, wird mit Gewinn die noch sehr neue *Typologie en Heuristiek van de bronnen vor de geschiedenis van de middeleeuwen* (Vanderputten/Haemers/Soens 2011, S. 71-133) lesen, deren Einteilung dann doch immer wieder von gängigen Typologien, wie sie in deutschen Handbüchern zu finden sind, abweicht. Der von Joel Rosenthal herausgegebene Sammelband *Understanding Medieval Primary Sources* (2012) gibt Querschnitte durch unterschiedliche Quellengruppen; der Schwerpunkt liegt hier allerdings sehr stark auf der englischen Überlieferung. Nicht spezifisch mediävistisch, aber sehr konzise in der Darstellung und nicht so sehr wie vergleichbare Werke auf Textquellen ausgerichtet ist das sehr lesenswerte Taschenbuch *Le commentaire de documents en histoire* von Pierre Saly (2007).

Ellenbogenschoner an: Arbeiten im Archiv

Der Ort, an dem der Mediävist üblicherweise mit Originalen in Berührung kommt, ist das Archiv. Das gilt zumindest für die Arbeit mit Textquellen – aber auch Bild- und Sachquellen werden in Archiven verwahrt. Was Sie dort erwartet, soll dieses Kapitel anhand der wichtigsten Eckpunkte einmal durchspielen. Das Ganze wird beispielhaft am Archiv entwickelt, gilt aber im wesentlichen auch für Besuche in Handschriftensammlungen von Bibliotheken oder Museen.

Es gibt viele unterschiedliche Arten von Archiven mit unterschiedlichen Bezeichnungen, beispielsweise Was ist ein Archiv?

- staatliche Archive (Hauptstaats-, Staats- und Landesarchiv);
- kommunale Archive (Stadt-, Kreis- oder Gemeindearchiv);
- Herrschafts- und Familienarchive (häufig als *Deposita*, also ständige Leihgaben, in öffentlichen Archiven gelagert);
- kirchliche Archive (Bistums-, Diözesan- oder Pfarrarchiv);
- Wirtschaftsarchive, Medienarchive, Hochschularchive und viele mehr.

Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie Archivgut – also vor allem Schriftquellen, aber auch Karten, Pläne, Bilder etc., heutzutage zunehmend auch audiovisuelle und digitale Überlieferung – verwahren, erschließen und zugänglich machen. Dabei wird das Archivgut von einer abgebenden Stelle (also z.B. einer Behörde, der Abteilung einer Firma, einer Privatperson) dem Archiv überstellt und dort zunächst *bewertet*. Ein Teil geht in die *Bestände* über ist damit zumindest theoretisch auf Dauer konserviert, ein – gerade bei behördlicher Überlieferung großer – Teil wird *kassiert*, d.h. zerstört. Das geht angesichts der explodierenden Schriftlichkeit der Moderne gar nicht anders, denn sonst würden unsere Archive schon längst aus allen Nähten platzen. Aus historischen Beständen, also z.B. Nachlässen, wird in der Regel kaum oder gar nicht kassiert. Was einmal in den *Bestand* eingegangen ist – also auch alle mittelalterlichen Überlieferungen – wird heute grundsätzlich nicht mehr kassiert.

Wer sich in diesen Beständen zurechtfinden, d.h. tatsächlich etwas finden möchte, von dem er nicht schon vorher weiß, dass und wo es existiert, muss sich einen Überblick über deren Struktur verschaffen. Diese Struktur nennt man *Tektonik*. Archivtektonik

Heute gilt in eigentlich allen öffentlichen Archiven das *Provenienzprinzip*, d.h. es werden sämtliche Archivalien nach ihrer Herkunft zu Beständen vereinigt. Für moderne Archivalien ist das in der Regel die abgebende Behörde, also z.B. das Hochbau- oder das Sozialamt. Jede dieser Provenienzen bildet dann einen *Bestand*, unterhalb dessen ggf. weitere Untergliederungen eingerichtet werden. Bei mittelalterlichen, also im Wesentlichen vor-behördlichen Beständen, sind typische Provenienzen: Hoch- und Niedergericht, Kammer (Finanzen), Rat etc. Je älter die archivalische Tradition ist, desto eher wird man solche ausdifferenzierten Bestände finden. Große Reichsstädte, wie etwa Nürnberg, haben schon früh angefangen, eigene Archive mit einigermaßen ausgeprägter Struktur zu führen – die sich aber häufig mit den Jahrhunderten mehrfach geändert hat.

Dem Provenienzprinzip steht das *Pertinenzprinzip* gegenüber, das aber in modernen Archiven praktisch keine Anwendung mehr findet. Dabei werden alle Archivalien ohne Rücksicht auf ihre Herkunft gemeinsamen Betreffenden zugeordnet. Alle Bußgeldbescheide etwa könnten dann einen Bestand bilden, ganz gleich, wer die Bescheide ausgestellt bzw. die Bußgelder verhängt hat.

Schließlich führen die meisten Archive noch *Sammlungen* oder sogenannte *Fonds* (eigentlich auch ein Wort für Bestand), die nicht notwendig der Provenienzstruktur entsprechen, beispielsweise Karten- oder Siegelsamm-

lungen. Manchmal werden eingehende Materialien aus ihren ursprünglichen Provenienzen herausgelöst und diesen Sammlungen oder Fonds einverleibt. Bei einer guten Verzeichnung sollte das im ursprünglichen Provenienz nachgehalten worden sein. Es gibt aber, gerade aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert, als diese Praxis noch verbreiteter war, einige Beispiele solcher Fondsbildungen, bei denen die ursprünglichen Provenienzen der Einzelstücke nur sehr mühsam zu ermitteln sind.

Vorbereitung auf
den Archivbesuch

Ein Archivbesuch, jedenfalls der erste in einem bis dahin unbekanntem Haus, will gründlich vorbereitet sein. Nehmen Sie sich dafür Zeit und tun Sie es rechtzeitig, vor allem, wenn Sie für den Besuch reisen müssen, denn die Zeit vor Ort ist in der Regel knapp und die Zeit, die Sie zum Entziffern einzelner Texte brauchen, nur schwer im Vorfeld zu kalkulieren. Deshalb sollte man möglichst viel Zeit mit den Archivalien selbst haben und möglichst wenig auf deren Beschaffung verwenden müssen. Außerdem ist eine *rechtzeitige Anmeldung* dringend zu empfehlen. Gerade kleinere Archive haben oft mit Platz- oder Personalengpässen zu kämpfen; viele kleinen Kommunalarchive sind auch nur mit einem einzigen Mitarbeiter besetzt, sodass es ärgerlich wäre, wenn Sie ausgerechnet in dessen Urlaubs- oder Krankheitszeiten anrückten. Melden Sie sich also besser im Vorfeld rechtzeitig an. Bei dieser Gelegenheit können Sie auch Archivalien *vorbestellen*, wenn Sie schon wissen, was Sie einsehen müssen, oder aber einen *Beratungstermin* vereinbaren. Erstes spart Ihnen schlicht Zeit: In größeren Archiven werden die Archivalien nicht laufend, sondern in regelmäßigen Abständen den Benutzern zur Verfügung gestellt, oder wie man auf archivalisch sagt: *ausgehoben*. Diese *Aushebezeiten* sind oft stündlich, manchmal aber auch seltener und enden oft deutlich vor der Schließung des Archivs. Alles, was Sie also im Vorhinein bestellen können, erspart Ihnen Wartezeiten oder den Ärger, etwas überhaupt nicht mehr einsehen zu können. Ein *Beratungsgespräch* mit einem der Archivare vor Ort ist immer hilfreich, wenn Sie das Haus noch nicht gut kennen und nur vage Vorstellungen von dem haben, was dort zu finden sein mag. Bereiten Sie sich aber auf ein solches Gespräch so gut es Ihnen möglich ist vor, d.h. konsultieren Sie die erreichbaren Hilfsmittel und Literatur, um möglichst präzise Fragen zu können. Erfahrungsgemäß reagieren Archivare nämlich – zu Recht – gerade in besucherstarken Häusern, in denen viel Beratungsarbeit anfällt, empfindlich darauf, wenn der Eindruck entstehen sollte, dass Sie die gesamte Arbeit, die eigentlich von Ihnen geleistet werden sollte, auf sie abwälzen.

Beständeübersicht
und Findbücher

Informieren können Sie sich beispielsweise mit Hilfe einer *Beständeübersicht*. Das sind systematische Darstellungen der *Archivtektonik*, die über die einzelnen Bestände, ihren Umfang und ihre Inhalte informieren. Diese Übersichten sind häufig gedruckt bzw. heute in der Regel sogar online über die Website des jeweiligen Archivs oder das Archivportal des Bundeslandes (z.B. www.archive.nrw.de) einsehbar. Eine bis zwei Ebenen tiefer liegen die *Findbücher* oder *Repertorien*, die in der absoluten Mehrzahl oft nicht gedruckt sind, sondern häufig nur maschinen- oder (selten) sogar handschriftlich vorliegen und nur im Archiv selbst einsehbar sind. Hier werden einzelne Bestände detailliert, auf Ebene der Archivsignaturen beschrieben. Größere

Bestände haben meist mehrere Findbücher zu ihren einzelnen Teilbeständen. Findbücher können ein großer Schatz für den Archivnutzer sein. Die Urkundenbestände kleinerer Städte beispielsweise, für die weder ►*Regesten* noch ►*Urkundenbücher* (S. unten, S. 139 und 99) vorliegen, sind häufig zumindest im Findbuch über Kurzregesten verzeichnet. Je nach Verzeichnungsstand des Archivs existieren zudem Orts- oder Namensregister zu den Findbüchern, sodass sich mit ihrer Hilfe auch übergreifende Fragestellungen in den Griff bekommen lassen. Über das Vorliegen solcher Findbücher sollte in der Regel die *Bestandsübersicht* informieren. Im Zweifel fragen Sie einfach vor Ort oder beim Beratungsgespräch, welche Hilfsmittel noch in Frage kommen. Mitunter gibt es nämlich neben den Findbüchern auch noch weitere Zusammenstellungen, die vom Archivpersonal im Laufe der Zeit angelegt worden sind, etwa Rats- oder Schöffenlisten, Häuserbücher etc. Außerdem sind die Bestandsübersichten natürlich nicht immer auf dem neuesten Stand.

Haben Sie mittels Findbuch, Beratungsgespräch oder über die Literatur gefunden, was Sie einsehen möchten, geht es ans Bestellen. Dazu benötigen Sie die genaue *Archivsignatur*. In großen Häusern gibt es zur Bestellung von Archivalien entsprechende Bestellscheine, in kleineren teilen Sie meist mündlich mit, was Sie brauchen. Dass ggf. auf *Aushebezeiten* geachtet werden muss, ist zuvor schon angeklungen.

Arbeit an den
Archivalien

Haben Sie die Archivalie, die Sie benötigen, erst einmal vor sich auf dem Tisch, gilt: nur Bleistifte, Papier und Rechner, sonst nichts. Füllfederhalter, Kugelschreiber und dergleichen sind in Archiven absolut verboten, Essen, Trinken und Ähnliches selbstverständlich auch. In vielen großen Archiven herrscht striktes Fotoverbot; in den kleineren ist es dagegen häufig gestattet. Aber auch diese Faustregel hat viele Ausnahmen – und andernorts, beispielsweise in der Schweiz, ist man insgesamt viel liberaler, auch in ganz großen Häusern –, deshalb hilft im Zweifel nur eines: nachfragen. So oder so wird stets *ohne Blitz* fotografiert, um die Archivalien zu schonen. Moderne Digitalkameras haben für solche Gelegenheiten oft einen Dokumentenmodus, der erfahrungsgemäß gute Dienste leistet.

Literatur

Hinweise zum Weiterlesen

Sehr systematisch wird das Archivwesen bei Franz (⁶2004) entwickelt; kompakter ist die Hinführung bei Beck/Henning⁵2012. Studierenden, die zum ersten Mal ins Archiv möchten, sind eigentlich am ehesten die Handreichungen zu empfehlen, die mittlerweile die meisten Staats- und Landesarchive für solche Zwecke selbst herausgegeben haben. Damit wird man in der Regel nämlich auch schon auf regionale Besonderheiten, Hilfsmittel und Literatur einigermaßen eingestellt – was immer eine gute Idee ist, auch wenn der Erstbesuch gar nicht einem dieser großen, sondern etwa einem kleineren Stadtarchiv in dieser Region gilt.

Lesen und Schreiben

Was Sie in diesem Kapitel erwartet

In diesem Buch geht um das Arbeiten mit historischem Material, mit Quellen. Dass fast alles zur Quelle werden kann, haben wir schon festgestellt. In diesem Kapitel wird es aber wesentlich um *Textquellen* gehen, die aus dem Mittelalter vor allem in handschriftlicher, erst ab dem Ende des 15. Jahrhunderts auch in gedruckter Form überliefert sind. Der erste Kontakt mit mittelalterlichen Textquellen wird aber kaum über Originale, sondern in der Regel über moderne Aufbereitungen, im Druck oder vielleicht auch online, passieren. Also bewegen auch wir uns in diesem Kapitel rückwärts: von den gedruckten Editionen und Texten über erste Leseschritte anhand alter Drucke bis hin zur Handschrift – und erst dann langsam wieder zurück, hin zu den Details der frühen Druckverfahren und zu besonderen Formen der Textüberlieferung, wie etwa Inschriften.

ad fontes im Rückwärtsgang: der Weg zu den Quellen

Aufbereitete Überlieferung: Editionen und Übersetzungen

Am Anfang jeder ersten Beschäftigung mit der mittelalterlichen Kultur und Geschichte wird, wenn es an die Quellen gehen soll, ein aufbereiteter Text stehen – vermutlich nicht einmal ein in zeitgenössischer Sprache gehalten, sondern einer in moderner Übersetzung. Wer sich ernsthaft mit dem Mittelalter auseinandersetzen will, muss aber wenigstens diesen Schritt tun: die Texte der Zeit in ihrer ursprünglichen Sprache, das heißt auf Latein oder der jeweiligen historischen Stufe der Volkssprache eigenständig lesen. Denn Übersetzungen können immer nur Hilfsmittel sein, die den Zugang erleichtern. Sie sind immer schon *Interpretationen* des Übersetzers. Für eine forschende Auseinandersetzung mit dem Material sind sie deshalb in letzter Konsequenz nicht geeignet.

Die klassische Form, in der mittelalterliche Texte in ihrer zeitgenössischen sprachlichen Fassung zugänglich gemacht werden, ist die *Edition*. Die etwas umständliche Formulierung umschiffte die Bezeichnung als „Urfassung“ oder „Original“. Denn tatsächlich nehmen die Editoren, also die Bearbeiter der jeweiligen Edition, mitunter umfassende Eingriffe in den Text vor, sodass wir in einer Edition durchaus nicht immer den tatsächlich historischen („originalen“) Text vor uns haben – wohl aber eine Fassung, die nach klar benennbaren Regeln aus einem historischen Text hergestellt worden ist und dessen historische Charakteristika sie eher herausarbeiten als ihn durch Interpretation (also z.B. Übersetzung) eben dieser Charakteristika berauben soll. Was das im Einzelnen heißen kann, werden wir weiter unten noch sehen, wenn es darum geht, selbst Texte zu edieren (S. 84 ff.). Zunächst aber

Was ist eine Edition?

wollen wir uns nur als *Nutzer* von Editionen betätigen und herausfinden, was man aus ihnen alles lesen kann.

Monumenta
Germaniae
Historica

Dazu sollte man zunächst das sicher bedeutendste und international am weitesten sichtbare Unternehmen der deutschen Mediävistik kennenlernen: die *Monumenta Germaniae Historica*, kurz MGH. In diesem heute im Gebäude der Bayerischen Staatsbibliothek (München) ansässigen Mammutunternehmen werden seit beinahe 200 Jahren maßgebliche Editionen zur Geschichte des römisch-deutschen Reiches erstellt.¹ Insbesondere die Editionen der deutschen Königs- und Kaiserurkunden sind das Flaggschiff der MGH. Darüber hinaus stammen auch die meisten wichtigen Ausgaben historiographischer Quellen, zumindest des Früh- und Hochmittelalters, sowie fast alle einschlägigen Ausgaben der deutschen Rechtsquellen aus diesem Unternehmen. Wenigstens die fünf großen Editionsreihen der MGH und ihre inhaltlichen Schwerpunkte sollte man daher unbedingt kennen:

Scriptores (abgekürzt MGH SS)	erzählende Quellen
Leges (MGH LL)	Rechtsquellen
Epistolae (MGH Epp.)	Briefe
Diplomata (MGH DD und Const.)	Urkunden
Antiquitates (ohne gemeinsame Abkürzung)	Dichtung, Nekrologien, Gedenkbücher

Unterhalb dieser groben Fünfteilung differenzieren diese sich dann in eine größere Zahl von Unterreihen, die hier im Einzelnen aufzuzählen keinen Sinn macht – man kann sie bequem online einsehen (www.dmggh.de).² Dort findet man auch die jeweiligen *Abkürzungen*, denn aus den MGH wird traditionell nach einem kanonisierten Abkürzungssystem zitiert, das umfassende bibliographische Angaben unnötig macht. Zum Beispiel:

Beispiel

MGH LL nat. Ger. 4/1, S. 12 bzw. MGH LL nat. Ger. IV, 1, 12

- = der 1. Teil des 4. Bandes der Reihe „Leges“ (LL), hier die Unterreihe „nat(ionum) Ger(manicarum)“, dort auf S. 12.
- = Karl August Eckhardt (Hg.), *Pactus Legis Salicae* (Monumenta Germaniae Historica. Leges nationum Germanicarum 4, 1), Hannover 1962, S. 12.

oder

MGH SS 25, S. 138 bzw. MGH SS XXXV, 138

- = der 25. Band der Reihe „Scriptores“ (SS), hier die Unterreihe „in folio“ (die als einzige keine Zusatzbezeichnung zu „SS“ erhält), auf S. 138.
- = Georg Waitz (Hg.), *Gesta saeculi XIII* (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores in folio 25), Hannover 1880, S. 138.

Neben ihrem editorischen Kerngeschäft geben die MGH auch Forschungsarbeiten und das *Archiv für Erforschung des Mittelalters* (bis 1937 *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, wie die MGH damals hießen) heraus. In jüngerer Zeit haben sie überdies einen gewaltigen Schritt in Richtung WWW gemacht. Nicht nur sind mittlerweile beinahe sämtliche Bände online kostenfrei zugänglich (www.dmgh.de), sondern es ist auch ein breites digitales Serviceangebot um diesen Kern herum entstanden, etwa ein *Virtueller Lesesaal*, eine umfangreiche Erschließung der *Bibliothek* (mit vielen Aufsätzen als pdf-Scans, vor allem aus dem *Deutschen Archiv*) und sogar des *Archivs*. Außerdem werden erste Datenbank-Projekte angegliedert, wie etwa eine Datenbank *historischer Ortsnamen* (www.mgh.de/dmgh/imgh/geo; zur Sache s. unten, S. 256).

Am Beispiel einer MGH-Edition kann man sich sehr gut klar machen, aus welchen typischen Elementen eine *kritische Edition* bestehen und was man aus ihr lesen kann. Außerdem ist praktisch sicher, dass man als Mediävist (nicht nur im Fach Geschichte) früher oder später mit der einen oder anderen Ausgabe aus den Reihen der MGH in Kontakt kommen wird. Die oft großen Folianten in langen Reihen, die in der Mehrzahl lateinische Quellen in einer auf den ersten Blick vielleicht verwirrenden Form drucken, können den werdenden Jungmediävisten natürlich einschüchtern. Umso mehr ein Grund, sich rechtzeitig damit auseinanderzusetzen. Denn einen Grund für Scheu gibt es nicht.

Beispiel

Wie ist eine kritische Edition aufgebaut?

Als Beispiel haben wir hier den Beginn einer Ausgabe der lateinischen Chronik des Matthias von Neuenburg (um 1295 – nach 1364) vor uns. Wir sehen, dass der eigentliche Text der Chronik (*textus*) nur ungefähr die Hälfte der Seite einnimmt (Z. 1-15), während unterhalb in kleinerer Schrift noch ziemlich viel Text folgt (Z. 16-39), dessen Bedeutung sich nicht auf den ersten Blick erschließt. Man nennt einen solchen den Haupttext ergänzenden oder erläuternden Text *Apparat* – wie ja zum Beispiel auch den Fußnotenapparat einer Forschungsarbeit. Die vorliegende Edition hat aber nicht nur einen, sondern gleich drei davon: Da ist zunächst der *editorische* oder *überlieferungskritische Apparat* (Z.16-17), der sich auf die hochgestellten Kleinbuchstaben im Text bezieht. Hier finden wir Angaben zur Herstellung des Textes aus der konkret vorliegenden Handschrift, also beispielsweise, wenn am Rand oder oberhalb der Zeile nachgetragene Worte in den Text eingefügt worden sind (das wäre etwa in Anmerkung b der Fall). Es folgt der *Variantenapparat* (Z. 18-28). Hier werden Abweichungen (sog. *Lesarten*) der unterschiedlichen Handschriften (und Drucke) der Chronik zur der im Haupttext gegebenen Fassung angeführt. Diese unterschiedlichen *Überlieferungsträger* werden mit Kürzeln (sog. *Siglen*) zitiert, um Platz zu sparen; in diesem Fall mit V und C. Welche Handschriften oder Drucke sich hinter diesen Siglen verbergen, kann man in der Einleitung der Edition (in diesem Fall also MGH SS rer. Germ. 4, S. IX ff.) nachlesen: V steht für eine Handschrift der vatikanischen Bibliothek, C für eine frühe Baseler Druckausgabe von 1553. Aus den Varianten dieser zufällig ausgewählten Seite können wir sehen, dass manche Abweichungen in der Handschrift V, manche in der Druckausgabe C und manche in beiden (VC) vorkommen. Häufig neigt man dazu, nur den eigentlichen Textus zu lesen

CHRONICA MATHIAE DE NUWENBURG (S. 1 St.)
(S. 149.)
(REC. B).

Incipit^a cronica composita sive facta per ^{f. 233 a.}
magistrum Mathiam de Nuwenburg, clericum ho-
noralis patris^b ac^b domini domini Berhtoldi ⁵
de Büchegge episcopi Argentinensis, a tempore
Friderici imperatoris, quo precedens cronica¹
et alie cronice dimittunt, tractans de omnibus
pontificibus, regibus et imperatoribus usque ad
1346–1378. Karolum quartum, filium Iohannis regis Bohe- ¹⁰
1342–1352. mie, et Clementem papam sextum inclusive.

[1.] Et primo de ortu comitum de Habsburg.

Rüdolfus^a comes de Habsburg ex antiquis progenitoribus
ab urbe Roma traxit originem². Olim namque duobus fratri- ¹⁵
bus propter potentis Romani occisionem eliminatis ab Urbe

a) Incipit — Habsburg (Z. 12) rot B. b) patris ac schwarz über der Zeile B.
[1.] a) das R von Rud. fehlt B.

VC: V reicht bis Kap. 54 S. 139, Z. 11 duo; C reicht bis Kap. 131 Ende timen-
dum (S. 290, Z. 12). 3–11 Cronica magistri Mathie V; Chronicon ²⁰
Magistri Alberti Argentinensis, incipiens a Rudolpho primo
Habsburgensi usque ad sua tempora C.

Kap. 1. 12 Überschrift fehlt VC. In V fehlen die Überschriften überall, in C
sind sie sonst meist vorhanden. Gezählt werden die Kapitel weder in V noch in C,
aber auch in V sind sie durch deutliche Absätze und größere Initialen voneinander ²⁵
getrennt. Innerhalb der Kapitel haben VC nur dort Absätze oder ähnliche Abteilungen,
wo es ausdrücklich angemerkt ist. 13 Rudolphus C immer. Habsburg, korr.
Habsburg, hier V; Habsburg C fast immer. 15 po. hinter potentis C. propter
st. pater VC.

1) Die erweiterte Chronik des Martin von Troppau. S. die Ein-
leitung. 2) Zum Folgenden vgl. V. Thiel, Mitteilungen des Instituts für ³⁰
österreich. Geschichtsforschung (später mit MIOG. bezeichnet) XX (1899),
567 ff., der mit Recht die Erzählungen der Zürcher Jahrbücher (in der
späteren von A. Henne von Sargans 1861 als Klingenberger Chronik
herausgegebenen Fassung) und des Heinrich Gundelfingen mittelbar oder
unmittelbar auf Mathias von Neuenburg zurückführt. Eine (verlorene) ³⁵
Chronik des Konstanzer Bischofs Heinrich II. von Klingenberg (f 1306)
als Quelle für diese Dinge hat es nicht gegeben. Das wird auch durch
die Ausführungen von Peter P. Albert, Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins
LIX (N.F. XX, 1905), 179 ff., bes. S. 201 ff. bestätigt, der in der 'Cronica